

BAYSIDE AFFAIRS

RHETT & RACHEL

Kim Valentine

Inhaltsverzeichnis

[Kapitel 1 - Rhet](#)

BAYSIDE AFFAIRS

Rhett & Rachel

Kim Valentine

© 2022 Written Dreams Verlag

Herzogweg 21

31275 Lehrte

kontakt@writtendreams-verlag.de

© Covergestaltung: Sabrina Dahlenburg

(www.art-for-your-book.weebly.com)

ISBN mobi: 978-3-96204-411-4

ISBN epub: 978-3-96204566-1

ISBN Print: 978-3-96204-383-4

Sämtliche Personen in diesem Roman sind frei erfunden. Dieses Buch darf weder auszugsweise noch vollständig per E-Mail, Fotokopie, Fax oder jegliches anderes Kommunikationsmittel ohne die ausdrückliche Genehmigung des Verlags weitergegeben werden.

Kapitel 1 - Rhett

Die Welt um mich herum war nahezu stumm. Ich hörte lediglich das beständige Rauschen der Filterdüse und das leise Pfeifen meiner Lungenflügel, wenn ich einen Zug von meinem Joint nahm. Wie lange ich schon so auf der Luftmatratze im Pool unserer Villa herumtrieb, wusste ich nicht, aber da der Joint noch nicht abgebrannt war, war vermutlich nur halb so viel Zeit vergangen, wie ich dachte. Oder besser gesagt: wie ich hoffte. Ich gönnte mir einen weiteren tiefen Zug und wartete auf das befreiende Gefühl, das Marihuana für gewöhnlich in mir auslöste.

Auf die Leichtigkeit.

Auf den Frieden.

Auf die Gewissheit, dass nichts so schlimm sein konnte, wie man glaubte.

Nichts geschah.

Egal, wie lange ich wartete.

Egal, wie oft ich es probierte.

Aber wieso sollte man ein neues Resultat bekommen, wenn man es immer wieder auf dieselbe Art und Weise versuchte? Wobei ... bei meinem Marihuana-Konsum hatte es schließlich auch funktioniert. Ich hatte getan, was ich seit zwei Jahren tat und doch bekam ich inzwischen ein vollkommen anderes Ergebnis. Die Veränderung hatte so langsam eingesetzt, dass ich unmöglich ein genaues Datum, einen Tag X, benennen konnte. Schätzungsweise

hatte es vor drei oder vier Wochen angefangen. Ab da hatte es immer länger gedauert, bis ich nach dem Anzünden eines Joints den erwünschten Zustand erreichte.

Anfangs hatte ich es auf den Stoff geschoben und daraufhin bei verschiedenen Dealern eingekauft. Allerdings war der erhoffte Erfolg ausgeblieben. Seit ein paar Tagen wirkten die Joints gar nicht mehr. Sie waren zu einem wirkungslosen Placebo geworden und dennoch rauchte ich weiter, hetzte diesem herrlich friedlichen Schwebestand hinterher, nach dem ich mich so sehr sehnte, ohne die Chance zu haben, ihn zu erreichen. Ich rannte und rannte und bewegte mich trotzdem nicht vom Fleck. Nicht einmal, wenn mir in meinem Rausch plötzlich ein imaginärer Ferrari zur Verfügung stünde, würde mir das helfen, ans Ziel zu gelangen. Vor etwas, das bereits geschehen war, konnte man sowieso nicht davonlaufen. Die Realität war wie ein straffes Bungeeseil, das einen früher oder später zurückriss. Ob man das wollte oder nicht.

Die Sache mit Robbie war nicht mehr rückgängig zu machen und ich konnte absolut nicht das Geringste gegen seinen derzeitigen Zustand tun. Ich konnte ihn vielleicht einholen, mich auf dasselbe Level begeben, aber selbst an den schwärzesten Tagen, fand ich etwas, das mich davon abhielt, ihm zu folgen.

Fakt war: Mein Bruder lag meinetwegen im Koma und ich musste irgendwie damit fertigwerden.

Ein leises Lachen löste sich aus meiner Brust, stieg mir in die Kehle und blieb dort stecken. *Damit fertigwerden.* Nein, das war nicht richtig. Denn tief in mir wollte ich das gar nicht. Ich verdiente den Schmerz und die seelische Qual. Ein Aspekt davon war, dass ich seit zwei Jahren nicht mehr durchschlief. Ich wachte im Morgengrauen auf und musste

erstmal all die Schuldgefühle von mir schieben, die in der Dunkelheit wieder an Gewicht gewonnen hatten und drohten, mich zu erdrücken. Bisher hatte das ein Griff auf meinen Nachttisch erledigt, wo ständig etwas zu rauchen und ein Feuerzeug bereitlagen. Es war zur Gewohnheit geworden und vermutlich bestand genau daraus das Problem.

Ich hob den Joint ein letztes Mal an meine Lippen, nahm einen Zug und warf ihn anschließend achtlos ins Wasser. Mir war gleichgültig, ob die Überreste eventuell Probleme mit der Filteranlage verursachten. Wer auch immer sich darum kümmerte, würde schon damit klarkommen. Falls nicht - war es mir trotzdem egal.

In mir war alles tot. Ich fühlte nichts mehr.

Das letzte Mal, als ich etwas gespürt hatte, war vor wenigen Stunden gewesen. Ich hatte die Faust in den Spiegel in meinem Badezimmer gerammt, weil ich mein Gesicht darin nicht ertragen hatte. Das Gesicht, das fast gar nichts mit meinem Bruder gemeinsam hatte und in dem ich ihn dennoch tausendfach wiedererkannte.

Kleiner, perfekter Robbie. Talentierter Basketballspieler. Stellvertretender Schulsprecher. Der Kerl mit dem vermutlich größten Freundeskreis, den ein Mensch haben konnte. Sein Lächeln war so einnehmend, dass es Steine erweichen konnte, und mit fünfzehn Jahren hatte er schon mehr erreicht gehabt, als ich es je in meinem ganzen Leben tun würde. Dieser verdammte Heilige hatte kurz vor dem Unfall eine Spendenaktion organisiert, um ein Tierheim vor der Schließung zu retten. Dabei war so viel Geld zusammengekommen, dass es alle Erwartungen übertroffen und ihm sogar ein Dankeschreiben des Gouverneurs eingebracht hatte. Sein Karma-Konto musste

prallgefüllt sein und trotzdem war nun er derjenige, der seit zwei Jahren, bewegungslos und an unzählige Schläuche angeschlossen, in einer Klinik irgendwo in Vermont lag. Meine Eltern hatten keine Kosten und Mühen gescheut, um den Goldjungen der Familie Mayfield zurück ins Leben zu holen und einen exorbitant kostspieligen Transport organisiert. Doch selbst den sogenannten Koryphäen im Norden des Landes blieb kaum eine andere Option, als einfach abzuwarten.

Abzuwarten, ob Robbie seine Augen wieder öffnen würde oder sie für immer geschlossen bleiben würden. Allein der Gedanke an die zweite Möglichkeit fühlte sich an, als stünde eines der Kreuzfahrtschiffe auf mir, die ständig vor Miami ankerten. Mein Brustkorb schnürte sich zusammen, trieb mir die Luft aus der Lunge und einen Moment lang hoffte ich, dass mich etwas oder jemand erlösen würde.

Vielleicht musste ich mich jedoch selbst erlösen. Statt einen tiefen Atemzug zu machen, um den Druck loszuwerden, hielt ich den Atem an, starrte in die Nacht hinauf und ließ die Gedanken weiter schweifen.

Was, wenn der Himmel, den ich nun sah, das letzte war? Was, wenn es in wenigen Minuten vorbei wäre? Die Vorstellung wirkte nicht halb so erschreckend, wie ich erwartet hatte. Eventuell konnte ich einen Deal mit dem Allmächtigen eingehen. Mein wertloses Leben gegen das meines Bruders. Doch ehe ich mir ein paar Argumente zurechtlegen konnte, siegten der Atemreflex und mein Selbsterhaltungstrieb. Mühsam holte ich Luft, redete mir dabei ein, dass Robbie ein Kämpfer sei und es schon irgendwie schaffen würde. Es war nicht das erste Mal, dass ich mir dieses Mantra vorsagte, allerdings schmeckten die Worte nach mittlerweile zwei Jahren mehr als schal.

Ich ballte die Fäuste, bemerkte, wie die frisch verkrusteten Wunden an meinen Knöcheln aufbrachen und mein Blut sich mit dem Poolwasser mischte.

Mein Herzschlag wurde schwer.

Ich fühlte etwas.

Etwas, das sich gut anfühlte.

Schmerz.

Brennender, dumpfer Schmerz.

Mein Puls beschleunigte sich.

Ich war nicht tot.

Und plötzlich war mir klar, was ich zu tun hatte.

Kapitel 2 - Rachel

Es war beinahe Mitternacht, als ich aus dem Unigebäude trat. Der Campus lag verlassen vor mir und ich gönnte mir eine Sekunde, um durchzuatmen. Mein Kopf fühlte sich zentnerschwer an, doch ich machte mir keine Illusion, dass es an all dem Stoff lag, den ich zusammen mit der Lerngruppe in den vergangenen vier Stunden durchgenommen hatte. Statt mir zu helfen, hatte mir das heutige Treffen nur zum wiederholten Mal vor Augen gehalten, wie sehr ich mit allem hinterherhinkte. Die Stipendiaten, mit denen ich mich zum Lernen verabredet hatte, hatten über den Stoff gesprochen, als wäre es das Leichteste der Welt. Ich hingegen hatte wieder einmal nur Bahnhof verstanden. Mara, Scarlett und Zach würden

zweifellos hervorragende Veterinäre werden. Ganz im Gegensatz zu mir.

Die Tür, die mit einem satten Klacken hinter mir ins Schloss fiel, riss mich glücklicherweise aus den Gedanken, die mir in Kürze die Tränen in die Augen getrieben hätten. Ich warf einen Blick über die Schulter und erkannte, wie meine drei Lernkollegen den Studienraum verließen. Statt sich ebenfalls sofort auf den Weg in ihre Wohnheimzimmer zu machen, blieben sie im Flur stehen. Es versetzte mir einen Stich, als ich sah, wie sie sich unterhielten, herumalberten und dabei lachten. Ich wünschte, ich könnte diese Leichtigkeit auch haben.

Bevor ich auf den Stufen vor der Kendall Hall noch einen Heulkrampf bekam, senkte ich den Kopf und eilte in Richtung Parkplatz, wo mein Wagen stand. Obwohl es in Miami nie richtig kalt war, schlang ich die Arme um den Oberkörper. Ich wollte zwar nicht nach Hause, aber ins Bett und das eine war bedauerlicherweise ohne das andere nicht möglich.

Die Lerngruppe laugte mich aus.

Mein Studium laugte mich aus.

Genaugenommen laugte mich mein ganzes Leben aus.

Nie zuvor hatte ich mich so unendlich müde gefühlt, doch diese Müdigkeit war keine von der Sorte, die mit einer guten Mütze voll Schlaf wieder verschwinden würde. Ich war regelrecht ausgebrannt, dabei standen die Prüfungen erst in einigen Wochen an. Wie es während der Hochphase um meine Kräfte bestellt sein mochte, wollte ich mir gar nicht ausmalen.

Sehnsüchtig sah ich zu den Wohnheimen hinüber, wo die meisten Zimmer im Dunkeln lagen. Vermutlich waren ihre Bewohner in irgendeinem angesagten Club unterwegs, wie es Samstagabend üblich war, wenn man nicht wie ich darum kämpfte, den Uni-Alltag samt seiner Prüfungen irgendwie zu überstehen. Nur hinter einer Handvoll Fenster erkannte ich das Flackern eines Bildschirms. Ich stellte mir vor, wie es sich meine Kommilitonen in ihren Betten gemütlich gemacht hatten, um sich irgendwelche Serien reinzuziehen, von denen sie vor und nach den Vorlesungen ständig redeten. Vielleicht saßen sie auch in kleinen Gruppen zusammen und lachten über einen Film, den sie streamten, während sie sich einen riesigen Becher Popcorn teilten und Bier tranken.

Musste nur ich derart verbissen lernen? Ich, die vorgebliche Ms. Vorzeigetochter? Schon in der Highschool hatte man mir diesen Spitznamen verpasst, weil ich nie etwas angestellt und kein einziges Mal die Hausaufgaben vergessen hatte, und irgendwie hatte er es mit mir aufs BSC geschafft.

Ich galt als Streberin, obwohl meine Noten das völlige Gegenteil sagten. Dabei hatte ich mir nicht ausgesucht, das unsichtbare, verbissen lernende und zugeknöpfte Mädchen zu sein. Ich hatte schlichtweg keine Zeit, um auf Partys zu gehen, weil mein Vater gewisse Erwartungen an mich stellte. Meist erdrückte er mich damit, aber da er gedroht hatte, mich vor die Tür zu setzen, musste ich irgendwie klarkommen.

Ein Platz im Wohnheim hier, hätte für mich ein Stück Freiheit bedeutet, doch die waren den Stipendiaten vorbehalten, die ziemlich genau dreißig Prozent der Studentenschaft des BSC ausmachten. Die restlichen waren Kinder von reichen Unternehmern, Politikern oder

Anwälten. Gerüchten zufolge studierte hier auch der Sohn eines bekannten Sängers, aber ich wusste nicht, ob an der Sache etwas dran war.

Ich war eine Art Außenseiterin, denn ich passte in keine dieser beiden Gruppen und war nur hier gelandet, weil mein Vater gute Beziehungen hatte und als gefragter Tierarzt gerade genug verdiente, um meine Studiengebühren stemmen zu können. Wir hatten weder eine Villa auf einer der Inseln vor Miami noch steckte in meiner Tasche eine Kreditkarte ohne jegliches Limit.

Während der Rest um mich herum entweder leuchtend bunt lackiert oder naturbelassen war, war ich sozusagen der pastellfarbene Baustein. Sprich: Ich passte nirgendwo hinein.

O Gott, ich musste schleunigst ins Bett. Ich klang schon melodramatischer, als gut für mich war.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch, das mich vor weiteren deprimierenden Gedanken bewahrte. Ich sah auf und erkannte eine Gestalt, die sich in etwa zehn Metern Entfernung über einen Mülleimer krümmte. Anhand Körpermasse und Größe tippte ich auf einen Mann. Obwohl man mir in einem Selbstverteidigungskurs eingetrichtert hatte, Fremden gegenüber nicht allzu aufgeschlossen zu sein, ging ich einen Schritt näher. Im restlichen Miami wäre es ratsam, nun die Beine in die Hand zu nehmen, um schnellstmöglich zu meinem Auto zu gelangen. Immerhin rangierten wir auf dem landesweiten Kriminalitätsindex auf einem beängstigenden vierundzwanzigsten Platz. Doch da ich mich auf dem bewachten Gelände des elitären Bayside College befand, widerstand ich dem Drang.

Der Mann gab erneut ein würgendes Geräusch von sich und schwankte dabei leicht.

War er etwa betrunken?

Mitten auf dem Campus?

Laut einer Studie zeigten rund achtzehn Millionen Amerikaner ein gesundheitsgefährdendes Trinkverhalten. Gehörte die Person vor mir womöglich dazu?

Oder war ich auf bestem Wege, in eine Falle zu tappen? Denkbar war, dass der Mann am Mülleimer nur ein Bluff war, um mich von der eigentlichen Gefahr in Form eines Komplizen, der irgendwo in den Schatten der Bäume lauerte, abzulenken. Auf dem bewachten Gelände sollte das zwar nicht passieren, aber dass die Wachleuchte eine Garantie für Unversehrtheit darstellten, war ein zu naiver Gedanke.

Vorsichtig blickte ich über die Schulter. Es war niemand zu sehen, der auf einen Moment der Unachtsamkeit wartete. Allerdings feuerte mein von meinem Faible für Statistiken geprägtes Hirn mir entgegen, dass in Miami hauptsächlich Drogendelikte und Korruption die Kriminalitätsstatistik anhoben und die Wahrscheinlichkeit, Opfer eines körperlichen Angriffs zu werden, eher als moderat einzustufen sei. Moderat war natürlich besser als hoch, doch es bedeutete nicht, dass die Gefahr nicht existent war.

Mist. Das war absolut nicht hilfreich. Um das Schicksal nicht herauszufordern, tastete ich in meiner Umhängetasche nach dem Pfefferspray, das ich stets bei mir trug und fischte meinen Schlüsselbund hervor. In einem Selbstverteidigungskurs hatte ich gelernt, dass man Schlüssel auch als Waffe einsetzen konnte. Bisher war ich noch nie gezwungen gewesen, auf dieses Wissen

zurückgreifen, aber ich hatte keinerlei Hemmungen, diese Tatsache zu ändern, falls es nötig werden würde.

Der Mann vor mir presste sich eine Hand auf den Bauch und stieß dabei ein gequältes Stöhnen aus. Zum Teufel mit meiner Angst! Dort vorn brauchte jemand Hilfe.

„Sir? Kann ich Ihnen helfen?“, fragte ich und näherte mich langsam. Meine Stimme klang fest, daher hoffte ich, eventuelle in den Schatten lauernde Widersacher erkannten, dass sie es hier nicht mit einem leichten Opfer zu tun haben würden. „Hallo? Brauchen Sie Hilfe? Oder ist alles okay?“

Statt einer Antwort auf meine Fragen hörte ich ein heiseres Lachen. Dann richtete sich der Typ auf, zog eine Grimasse und spuckte anschließend auf den Boden vor meinen Füßen. Der Fleck war dunkel, sodass ich darauf tippte, dass es sich um Blut handelte. Da ich gerade meinen Master machte, um später Veterinärmedizin zu studieren, hatte ich zwar prinzipiell kein Problem mit Blut, doch das bedeutete nicht, dass ich es gut fand, wenn es unmittelbar vor meinen Zehenspitzen landete. Hin- und hergerissen zwischen Sorge und Ekel starrte ich auf den Fleck.

„Sorry, das sollte nicht dahin. Aber meine Unterlippe ... abgesehen davon geht es mir prächtig.“

Langsam löste ich den Blick von dem Blutfleck auf dem Boden, sah auf und erschrak. Der Typ sah übel zugerichtet aus. Seine Unterlippe war aufgesprungen und seine Haare waren verklebt, das erkannte ich trotz ihrer Kürze. Ein Auge war dabei, zuzuschwellen und der Cut über seiner linken Braue sah aus, als müsse er genäht werden. Am Unterkiefer zeigte sich eine dunkle Verfärbung, die morgen gewiss noch schlimmer aussehen würde. Er hielt sich eine

Hand vor den Bauch und hatte offenbar Schwierigkeiten, aufrecht zu stehen. Dennoch registrierte ich, dass er groß war und mich vermutlich selbst in seinem lädierten Zustand problemlos – Kubotan und Pfefferspray hin oder her – würde überwältigen können.

„Das glaube ich aufs Wort.“ Ich wunderte mich, wie ich in Anbetracht aller Umstände so abgeklärt, ja, sogar leicht sarkastisch, klingen konnte.

„Ehrlich. Mir ging es nie besser“, beteuerte der Kerl, verzog jedoch plötzlich das Gesicht und erbrach sich ein weiteres Mal in den Mülleimer.

Ich wartete, bis er fertig war, und holte dann ein Taschentuch hervor. Währenddessen ließ ich den Blick über den Campus schweifen, um zu überprüfen, ob sein Kontrahent irgendwo hier lag und womöglich in deutlich schlechterer Verfassung war als mein Gegenüber. Im Erste-Hilfe-Kurs hatte ich gelernt, dass man sich eher um die Opfer sorgen sollte, die nicht mehr in der Lage waren, sich bemerkbar zu machen. Jemand, der schrie oder auch nur stöhnte, war immerhin noch bei Bewusstsein. Doch außer den Insekten, die im Lichtschein der einige Meter entfernt stehenden Laternen herumtanzten, schienen wir allein zu sein.

„Bitteschön.“ Ich hielt ihm das Tuch entgegen.

Er sah mich mit leichtem Misstrauen im Blick an, nahm mein Angebot jedoch schließlich an und wischte sich damit über den Mund. Als er dabei die Wunde an seiner Lippe berührte, zuckte er zusammen und fluchte leise.

„Es geht mich zwar nichts an, aber du solltest ins Krankenhaus.“ Ich sah mir den Typen ein wenig genauer

an. Was tat er so spät auf dem Campus? Studierte er ebenfalls hier? Kannte ich ihn womöglich?

„Was du nicht sagst“, erwiderte er schnippisch und spuckte erneut einen dunklen Klumpen aus. Dieses Mal allerdings zum Glück nicht vor meine Füße, sondern neben den Mülleimer.

„Dein Gesicht sieht aus, als hätte es Bekanntschaft mit einem Lastwagen gemacht und dass du ständig Blut spuckst, kann definitiv nicht gesund sein. Da du dir den Bauch hältst, könntest du innere Verletzungen haben. Bleiben die unbehandelt, könnte das mit dem Tod enden. Du gehst ins Bett und verblutest im Schlaf, ohne es zu merken.“

„Im Schlaf sterben? Hört sich fantastisch an.“

Ich stutzte. Wieso klang das so, als würde er das ernst meinen?

„War das Sarkasmus? Wenn ja, musst du daran noch arbeiten.“

Erneut lachte er auf, allerdings ging dieses Mal das Lachen in ein schmerzerfülltes Stöhnen über. Er krümmte sich stärker und ich überlegte, ob ich einfach einen Krankenwagen rufen sollte. Es war schließlich mehr als offensichtlich, dass der Mann medizinische Hilfe brauchte.

„Das war kein Sarkasmus, Schätzchen.“

„Oh.“

„Ja, oh“, sagte er nach einer Pause und sah mich von unten herauf an. „Wer bist du und was machst du um diese Uhrzeit allein auf dem Campus?“

„Dasselbe könnte ich dich fragen“, antwortete ich, woraufhin mein Gegenüber nur schnaubte.

„Was erwartest du? Eine Vorstellungsrunde? Also gut. Mein Name ist Rhett und ich habe eben die besten Schläge meines Lebens bekommen.“

„Die Besten? Wie können Schläge gut sein?“, platzte ich hervor, ehe ich darüber hatte nachdenken können, dass diese Frage womöglich ein wenig zu privat war. Trotz der aufgesprungenen Lippe grinste mich der Kerl an und mir dämmerte, auf welche gute Art Prügel er angespielt hatte. Spätestens seit *Shades of Grey* gingen die Leute deutlich offener mit ihren Vorlieben um. Ich erinnerte mich an einige Mitschülerinnen aus der Highschool, die plötzlich ohne jedwede Hemmung über Spielzeuge wie Peitschen, Lederriemen oder Paddel gesprochen hatten, nach denen der Großteil unseres Jahrgangs bislang eher in einem Pferdestall beziehungsweise im Ruderclub gesucht hätte. Mit dem Zeigefinger deutete ich an ihm auf und ab. „Soll das etwa heißen, dass dein Zustand das Ergebnis einer etwas aus dem Ruder gelaufenen SM-Session ist?“

Rhett blinzelte ein paar Mal, ehe er den Kopf in den Nacken warf und laut lachte. Okay. Offenbar hatte ich seine Andeutung missinterpretiert. Das Geräusch seines Lachens hallte von den Häusern um uns herum wider und ich sah mich erschrocken um. Ich rechnete fest damit, dass gleich die ersten Fenster aufgingen und uns jemand anbrüllte, dass wir gefälligst leise sein sollten, doch ehe das geschehen konnte, verstummte Rhett.

„Es gibt mehr als nur eine Art von guten Schlägen. Interessant, dass du ausgerechnet diese als Erstes im Sinn hattest.“ Er sah an mir vorbei und deutete mit dem Kinn in die Richtung, aus der ich gekommen war. „Du hast vor

wenigen Minuten das Gebäude der medizinischen Fakultät verlassen, korrekt? Verstehst du was von Medizin?“

„Ein bisschen.“ Trotz aller Schwierigkeiten war das nicht völlig gelogen. Meine Zensuren waren nur nicht wirklich gut genug, dass ich behaupten konnte, mein Fach zu beherrschen.

„Kannst du mit Nadel und Faden umgehen?“

Ich blinzelte, als mir bewusst wurde, worauf das hinauslaufen würde.

„Schätze schon. Aber ich habe leider weder das eine noch das andere bei mir. Du gehörst in die Notaufnahme.“

„Geht nicht. Mein Dom sagt, er bekommt sonst Ärger.“

Das amüsierte Funkeln in seinem nicht zugeschwellenen Auge riss meinen Widerstand nieder. Ich konnte mir die Sache ja zumindest mal anschauen.

„Im Auto habe ich einen Verbandskasten. Komm mit, dann sehen wir, was ich damit ausrichten kann.“

Rhett folgte mir und als ich die Kofferraumklappe öffnete und im Licht des deutlich besser ausgeleuchteten Parkplatzes sein Gesicht sah, zuckte ich vor Schreck zusammen. Im sanften goldenen Lichtkegel auf dem Gehweg hatte ich das volle Ausmaß gar nicht gesehen. Jedenfalls waren seine Blessuren ausgeprägter, als ich zuerst angenommen hatte.

„Ich wiederhole mich nur ungern, aber du gehörst definitiv in ein Krankenhaus.“

Mit einem Seufzen setzte er sich an den Rand des geöffneten Kofferraums und musterte mich.

„Ich wiederhole mich auch nur ungern, aber das ist definitiv nicht möglich.“

„Warum? Hast du keine Krankenversicherung?“, hakte ich nach, während ich den Verbandskasten öffnete und als Erstes die darin befindlichen Gummihandschuhe überstreifte. Wegen der Aufregung und der Müdigkeit wollten mir die konkreten Zahlen über die Wahrscheinlichkeit einer Infektion mit Hepatitis oder HIV nicht einfallen. Sie waren in beiden Fällen jedoch garantiert zu hoch, um ohne entsprechenden Schutz an eine offene Wunde heranzugehen.

Rhett lachte leise und schnitt nur einen Wimpernschlag später eine schmerzerfüllte Grimasse, als ich sein Gesicht umfasste und es zur Seite drehte, damit ich mir die Verletzung über der Augenbraue ansehen konnte. Rasch ließ ich ihn los, da ich im Eifer des Gefechts offenbar ein wenig zu fest zugepackt hatte. Er antwortete nicht auf meine Frage nach seiner Krankenversicherung, daher betrachtete ich ihn genauer.

Seine hellgraue Sweatjacke sah neu aus und stammte aus der Kollektion einer beliebten Sportmarke. Aufgrund ihres makellosen Zustands ging ich davon aus, dass er sie bei dem, was auch immer er angestellt hatte, nicht getragen hatte. Im Gegensatz dazu stand nämlich das mit Flecken übersäte T-Shirt. Auf diesem erkannte ich zwar auf den ersten Blick kein Label, aber das Material wirkte hochwertig, was allerdings nichts an der Tatsache änderte, dass das Kleidungsstück nur noch ein Fall für die Tonne war. Seine Sportshorts passten vom Design her zu seiner Jacke und auch sie hatten seine geheimnisvolle und

zweifellos fragwürdige Abendgestaltung nicht spurlos überstanden, was meine These untermauerte, dass er die Sweatjacke dabei abgelegt gehabt hatte. Der eindeutigste Hinweis, dass seine Weigerung, die Notaufnahme aufzusuchen, nichts mit seiner fehlenden Krankenversicherung oder der Scheu vor den anfallenden Kosten zu tun hatte, waren seine weißen Gucci-Sneaker. Die Schuhe kosteten um die fünfhundert Dollar! Jemand der sich diesen Luxus leisten konnte und sie bedenkenlos bei was auch immer er getan hatte, getragen hatte, hatte gewiss eine Krankenversicherung. Die dunklen Sprenkel auf den edlen Tretern waren mit ziemlicher Sicherheit Blut und nach einem flüchtigen Blick auf Rhetts Fingerknöchel ging ich davon aus, dass es sich hierbei nicht ausschließlich um sein eigenes handelte.

Um das Bild des wohlhabenden Typens vollständig abzurunden, roch er nach einem teuren Aftershave und entgegen meines ersten Verdachts, auf einen Betrunkenen gestoßen zu sein, fiel mir nun auf, dass er stocknüchtern war. Da er nichts erwiderte und ich inzwischen absolut überzeugt war, dass er sich nicht wegen der Kosten weigerte, ein Krankenhaus aufzusuchen, ließ ich das Thema fallen und konzentrierte mich wieder auf die Verletzungen.

Vorsichtig tastete ich sein Gesicht nach Brüchen ab. Wir hatten gelernt, wie man das bei Tieren machte, doch so viel anders konnte das beim Menschen auch nicht sein. Ich stellte jedenfalls keine Knochen fest, die sich verschieben ließen oder instabil wirkten. An der Lippe konnte ich nichts machen und für das Auge und sein Kiefer wäre ein Kühlpack die beste Therapie. Den Cut konnte ich allerdings versorgen.

„Nähen kann ich leider nicht, aber ich habe ein paar Wundversorgungstreifen im Erste-Hilfe-Kasten“, erklärte ich und kramte in der Plastikbox nach dem kleinen Päckchen. Ich hatte meine Utensilien eine ganze Weile nicht mehr gebraucht, daher dauerte es ein wenig länger, bis ich fand, was ich suchte.

„Wieso hast du sowas bei dir?“, erkundigte sich Rhett, während ich die Wunde vorsichtig desinfizierte. Er zuckte währenddessen nicht mal mit der Wimper, was mir verriet, dass er entweder gut mit Schmerzen umgehen konnte, oder nicht zu der zimmerlichen Sorte Mensch gehörte.

„Mein Ex spielt Football am BSC. Als wir noch zusammen waren, habe ich ihn hin und wieder zu den Spielen oder zum Training begleitet. Dabei konnte es schon mal vorkommen, dass sich jemand einen kleinen Cut zuzog.“

„Wer ist dein Ex?“ Bei Rhetts Frage klang seine Stimme aus irgendeinem Grund nun plötzlich anders. Tiefer. Lauernder. Verschwunden war der neckende Plauderton. Schlagartig wurde mir bewusst, wie nahe wir uns waren. Er hatte die Beine gespreizt, ich stand zwischen seinen Schenkeln und beugte mich gerade über seine Schulter, um nach den Wundversorgungstreifen zu suchen. Es fehlten lediglich Zentimeter, dann würde ihn meine Brust streifen.

„Dylan Hayward. Kennst du ihn?“ Vorsichtig begann ich, die Wunde zu desinfizieren.

Rhett schnaubte. „Klar kenne ich Parkers Halbbruder.“

„Den kenne ich wiederum nicht. Also zumindest nicht persönlich.“

„Parker ist auch nicht unbedingt ein Typ, der sich mit vielen Leuten umgibt.“

Ich zuckte nur mit den Schultern, weil ich nicht wusste, was ich darauf antworten sollte. Parker Lafferty war der gefeierte Schwimmstar des Bayside College und genoss eine Art Legendenstatus auf dem Campus. Seit jeher herrschte eine tiefe Rivalität zwischen dem Schwimm- und dem Footballteam, was dafür gesorgt hatte, dass sich mein Ex-Freund Dylan und Parker meist aus dem Weg gegangen waren. Inzwischen hatten sie herausgefunden, dass sie Halbgeschwister waren, doch als das geschehen war, waren Dylan und ich bereits getrennt gewesen. Es kam ohnehin einem Wunder gleich, dass unsere Beziehung so lange gehalten hatte. Ich war schon immer das schüchterne und graue Mäuschen gewesen, das im krassen Gegensatz zu Dylans Sunny-Boy-Wesen stand. Rückblickend konnte ich mir bis heute nicht erklären, wieso er ausgerechnet mich in der Highschool zum Valentinstagsball eingeladen hatte. Aber so war es gewesen und obwohl ich keine romantischen Gefühle mehr für meinen Ex-Freund hatte, spürte ich im Inneren einen Stich.

Es war nicht die Beziehung oder Dylan selbst, den ich vermisste. Es war das Privileg, zu jeder Tages- und Nachtzeit willkommen im Haus der Haywards zu sein. Es war stets ein Zufluchtsort gewesen, wenn das Verhältnis zu meinem Vater mal wieder zu angespannt war, um in seiner Gegenwart überhaupt noch atmen zu können. Sophia, Dylans Mom, hatte vor zwei Jahren sogar einen Schlüssel für mich nachmachen lassen, den ich nach der Trennung natürlich zurückgegeben hatte. Nun blieb mir nur die medizinische Fakultät. Allerdings erhielt ich dort aufgrund meiner massiven Schwierigkeiten mit dem Stoff, nicht den erwünschten Trost. Vielmehr wirkte der Ort wie ein Stein, der mich beharrlich immer weiter in die Tiefe zog.

„Halt still“, befahl ich unnötigerweise, um mich aus meiner gedanklichen Abwärtsspirale zu befreien, und brachte den

ersten Klebestreifen an. Mir lag auf der Zunge, Rhett erneut vorzuhalten, dass das genäht werden sollte, doch ich sparte mir den Atem. Ich kannte die Antwort sowieso und war er alt genug, um derartige Dinge selbst zu entscheiden.

„Was immer du willst.“ Ich bildete mir ein, dass in diesem Satz mehr mitschwang als reine Zustimmung. Ich biss mir auf die Innenseiten meiner Wangen, um mich auf seine Verletzung, statt auf die eventuell verborgene Bedeutung seiner Worte zu konzentrieren. Vermutlich spielte mir ohnehin nur die Müdigkeit einen Streich und verleitete mich dazu, etwas in seine Aussage hineinzuinterpretieren, das gar nicht vorhanden war.

Nachdem ich sein Gesicht so gut wie möglich verarztet hatte, machte ich einen Schritt nach hinten und holte tief Luft. Ich war nicht gänzlich unerfahren, was Männer anging – schließlich war ich jahrelang in einer Beziehung gewesen. Aber Rhett hatte etwas an sich, das mich ... elektrisierte. Trotzdem weigerte ich mich, dem Gefühl zu sehr nachzuspüren. In meinem Leben war aktuell kein Platz für Zwischenmenschliches. Zudem war es spät, ich war müde und der Kerl, den ich gerade auf einem Parkplatz zusammenflickte, sah aus, als hätte er sich nicht nur mit einem, sondern gleich mit einer ganzen Meute falscher Typen angelegt. Zusammengefasst: Ich traute meinen Sinnen nicht.

„Abschließend würde ich mir gerne noch deine Rippen ansehen“, erklärte ich, während ich die Handschuhe abstreifte. Wie erwartet tauchte ein schiefes Lächeln auf seinen Lippen auf.

„Sag doch einfach, dass du mich nackt sehen willst.“ Rhett erhob sich, ohne das Grinsen abzulegen, und stieß sich

dabei den Kopf an der offen stehenden Kofferraumklappe. „Fuck!“, schimpfte er und verzog das Gesicht.

„Instant Karma. Manchmal kommt die Rache eben prompt.“ Auffordernd zog ich eine Augenbraue in die Höhe.

Rhett schwieg und schälte sich aufgrund der offensichtlichen Schmerzen umständlich aus seiner Kleidung, bis er nur noch in Sportshorts und Schuhen vor mir stand. Natürlich hatte ich ihn ursprünglich darum gebeten, weil ich einen Rippenbruch ausschließen wollte. Als er sich nun jedoch mit freiem Oberkörper vor mir befand, kam ich nicht umhin, ihn aus weniger medizinischen Gründen zu betrachten. Rhett war nicht so durchtrainiert oder muskulös wie Dylan, aber er hatte sehnige Arme, schmale Hüften und einen flachen Bauch, auf dem sich die Andeutung eines Sixpacks abzeichnete. In seiner linken Brustwarze glänzte ein Piercing, doch ich konnte den Anblick nicht genießen, da ich zu sehr von dem Bluterguss an der Seite seines Brustkorbs abgelenkt wurde.

Meine Kehle fühlte sich trocken an, als ich die Hände auf seinen Körper senkte. Es kostete mich einiges an Beherrschung, mich von seiner herrlichen, warmen Haut nicht aus der Fassung bringen zu lassen. Ich gestatte mir jedoch, das Gefühl für später abzuspeichern. Später, wenn ich allein im Bett lag und mich nach einem Ort sehnte, an dem ich Sicherheit und Frieden fand.

Behutsam tastete ich an seinen Rippen entlang und konzentrierte mich darauf, wie sich die Knochen unter meinen Händen verhielten. Als ich das Hämatom erreichte, sog Rhett scharf die Luft ein, doch alles wirkte stabil.

„Es scheint nichts gebrochen zu sein.“ Rasch ging ich auf Abstand, um meinem Puls die Gelegenheit zu geben, sich zu beruhigen. „Eine Rippenprellung ist trotzdem sehr schmerzhaft. Hast du Schmerzmittel zuhause?“

„Tylenol sollte ich haben.“

„Das ist gut. Wie sieht es mit einer Tetanus-Impfung aus?“

„Verdammt, was du alles wissen willst. Bist du etwa eine richtige Ärztin?“

„Bedaure. Meine Patienten werden irgendwann mal eher vierbeinig und pelzig sein.“

Wenn ich Glück hatte, doch vermutlich würden vorher Weihnachten und Ostern auf denselben Tag fallen und dabei zeitgleich eine totale Sonnenfinsternis eintreten. Rhett lachte auf.

„Ich fasse es nicht. Ich wurde eben von einer Tierärztin zusammengeflickt!“

„Einer angehenden Tierärztin“, korrigierte ich ihn und hoffte, dass meine mehr als waghalsige Behauptung nicht ebenfalls mit Instant Karma bestraft werden würde. „Mit ganz viel Glück und bestenfalls blinden Professoren“, fügte ich daher rasch und flüsterleise hinzu, sodass er es nicht hören konnte.

„Du hast mich trotzdem hervorragend behandelt.“ Rhett las sein T-Shirt auf und war gerade dabei, es sich wieder überzustreifen, als ihm die Flecken darauf auffielen.

„Ich schätze, das ist nicht mehr zu retten. Blut ist ein echter Härtefall.“

Ein seltsames Flattern machte sich hinter meinem Brustbein bemerkbar, als Rhett mir in die Augen sah, ehe er mir mit einem Nicken zustimmte und das Kleidungsstück zusammenknüllte.

„Du hast recht. Das ist ruiniert.“ Anschließend schlüpfte er mit auffallend steifen Bewegungen in seine Sweatjacke.

„Du hast mir immer noch nicht erklärt, wie das passiert ist.“ Mit diesen Worten begann ich, das verstreut herumliegende Verbands- und Verpackungsmaterial einzusammeln.

„Muss ich das wirklich?“, entgegnete Rhett, wobei seine Stimme so sanft klang, dass mich das aufsehen ließ.

Natürlich waren mir seine olivfarbene Hautfarbe und seine Gesichtszüge aufgefallen, die auf den ersten Blick erkennen ließen, dass es in seiner Familie jemanden mit lateinamerikanischen Wurzeln gab. Nun, da ich keine Angst mehr vor einem Überfall hatte, sprang hierzu in meinem Kopf eine Schublade mit einer passenden Statistik auf. Hispanics und Latinos machten in Miami etwa einundvierzig Prozent der Einwohner und somit eine große Gruppe aus. Doch diese vermeintliche Dominanz bedeutete nicht, dass es keine offene Feindseligkeit gegen sie gab.

„Wurdest du ... hatte das ...“ Übelkeit stieg bei dem Gedanken an die mögliche Ursache für Rhetts Zustand in mir auf und ich musste einen tiefen Atemzug nehmen, ehe ich weitersprechen konnte. „Hatte das mit deinem Aussehen zu tun?“

Etwas blitzte in seinen dunklen Augen auf.

„Mein Aussehen? Meinst du damit meine Hautfarbe? Oder mein krauses Haar, das ich von meiner aus Puerto Rico

stammenden Mutter habe?“

Mir drehte sich fast der Magen um, jedoch sprach Rhett exakt die Gründe aus, die ich genau genommen nicht hören wollte. Ich wollte nicht hören, dass jemandem wegen seines Aussehens oder seiner Abstammung Schaden zugefügt wurde.

„Du weißt gewiss, wovon ich rede.“ Meine Stimme war papierdünn.

Rhett straffte die Schultern und verzog kurz die Miene, als sich währenddessen vermutlich seine schmerzenden Rippen bemerkbar machten.

„Natürlich weiß ich das, aber mach dir keine Sorgen. Ich habe doch vorhin schon erwähnt, dass die Schläge von der guten Sorte waren.“ Dabei zwinkerte er mir zu und setzte ein zuversichtliches Lächeln auf, das ich ihm allerdings nicht so ganz abnahm. Trotzdem akzeptierte ich, dass er nicht mit mir über die Ursache seiner Blessuren sprechen wollte. Ich wollte dennoch etwas für ihn tun, daher schloss ich meinen Verbandskasten und drückte ihn Rhett in die Hände.

„Dann nimm zumindest das mit, wenn du dich das nächste Mal mit deinem Dom triffst.“

Daraufhin betrachtete er mich mit einem intensiven Blick.
„Danke für alles ...“

„Rachel“, warf ich leicht außer Atem ein, weil es komische Dinge mit mir anstellte, in seinem Fokus zu stehen. „Ich heiße Rachel.“

„Rachel“, wiederholte er und ich erschauerte, als ich hörte, wie die einzelnen Silben meines Namens über seine Lippen

rollten.

Ehe ich reagieren und fragen konnte, wie er nach Hause kam, leuchteten die Scheinwerfer eines Dodge Challenger auf. Rhett tippte sich mit zwei Fingern an die Stirn, deutete einen Salut an und war nur einen Moment später verschwunden.

• **Kapitel 3 - Rhett**

Mein Dasein als Student auf dem Bayside College war geprägt von Mittelmaß. Ich zählte weder zu den Außenseitern, noch gehörte ich zu denjenigen, die an jeder Ecke per Handschlag begrüßt wurden. Seit sich die Nachricht von Robbies Unfall verbreitet hatte, schienen die Leute nicht mehr so recht zu wissen, wie sie mir gegenüber treten sollten, und gingen mir daher aus dem Weg. Allein Parker hatte sich nicht vertreiben lassen und da er der Einzige war, der noch zu mir gehalten hatte, hatte sich unsere Freundschaft in den letzten Jahren vertieft, bis er zu meinem besten Freund geworden war. Er galt als unnahbar - ein weiterer Grund, weshalb die Leute sich von uns fernhielten, doch mir war ohnehin nicht sonderlich nach Gesellschaft.

Ebenso mittelmäßig wie mein Dasein als Student waren meine Noten. Ehe ich ans BSC gekommen war, hatte ich das Ziel gehabt, in Dads Fußstapfen zu treten, um später einmal in seine Rechtsanwaltskanzlei einzusteigen oder sie gar zu übernehmen. Allerdings wusste ich, dass meine Schuldgefühle zu viel Platz in meinem Kopf einnahmen. In meiner aktuellen Verfassung hätte ich den Master, der nötig war, um zum Jura-Studium zugelassen zu werden, niemals gepackt. Ich belegte also verschiedene Kurse, ohne

ein Ziel vor Augen zu haben, das ich gebraucht hätte, um mich für ein Hauptfach zu entscheiden.

Seit mein jüngerer Bruder im Koma lag, schien Unentschlossenheit jedoch keine Bedeutung zu haben. Meine Tage glichen einander so sehr, dass sie ineinander verschwammen. Ich stand auf, vermied es, in den Spiegel zu sehen, setzte mich in die Vorlesungen, ohne mir auch nur ein Wort der Dozenten und Professoren zu merken, und ging nach Hause. Anfangs hatte ich gehofft, dass jeder überstandene Tag einer war, der uns näher an den brachte, an dem Robbie die Augen wieder aufschlug. Nach all der Zeit, die mittlerweile vergangen war, fiel es mir allerdings schwer, noch an dieses Happyend zu glauben.

Die einzige Veränderung, die ich festmachen konnte, war, dass mir inzwischen nicht mal mehr das Kiffen die kurze Auszeit verschaffte, nach der ich mich so sehnte. Vielleicht sollte ich das restliche Gras meinen Eltern überlassen. Sie waren an das Zeug nicht so gewöhnt wie ich und konnten ein bisschen Entspannung definitiv gebrauchen.

Während meine Mutter fast ununterbrochen an Robbies Krankenbett saß, wechselte mein Vater zwischen Einhundert-Stunden-Wochen und tagelanger Lethargie hin und her. Er gab sich die Schuld an dem Unfall, der das Leben unserer gesamten Familie verändert hatte, was völliger Schwachsinn war. Schließlich war ich derjenige gewesen, der es nicht pünktlich zum Treffpunkt geschafft hatte.

„Hey, Rhett“, grüßte mich Parker, der plötzlich neben mir auftauchte, als ich auf dem Weg zu meiner nächsten Vorlesung war, und hielt mir die geschlossene Faust entgegen, bis ich auf seine Geste reagierte.